

Was macht eigentlich... Tabea Kraaz?

Nach dem Theologiestudium in Göttingen und Marburg war Tabea Kraaz am Graduiertenkolleg „Theologie als Wissenschaft“ an unserem Fachbereich tätig. 2018 wurde sie mit einer Arbeit zu „Martin Luthers Glaubenswelten“ promoviert. Heute ist sie Gemeindepfarrerin in Arnoldshain im Taunus und engagiert sich als „TheoTabea“ in Sozialen Medien und mit einem Blog für die „digitale Kirche“.

Eine gemeine Frage am Anfang: Marburg, Götting oder Frankfurt?

Dort, wo man anfängt zu studieren, da schlägt natürlich auch das Herz. Göttingen ist eine tolle Uni-Stadt, in der ich viel erlebt habe. Ich habe dann aber gemerkt, dass ich auch etwas Neues brauche. Da war Marburg eine schöne Abwechslung. In Frankfurt habe ich dann vor allem das Stadtleben genossen. Bestimmte Orte passen dann einfach zu einer bestimmten Zeit.

Was verbindet Sie mit Frankfurt und der Goethe-Universität?

Mit Frankfurt verbinde ich eigentlich ziemlich viele Grünflächen. Mein Vorurteil war ja erst: Da sind nur so Hochhäuser. Dann habe ich aber gemerkt, wie viele Parks es gibt. Von der Uni bin ich praktisch nur durchs Grüne gefahren und war dann zu Hause. Ansonsten ist Frankfurt natürlich eine sehr weltoffene und internationale Stadt. Auch am Fachbereich Evangelische Theologie habe ich eine aufgeschlossene Haltung wahrgenommen, auch mal nach links und rechts zu schauen und sich Spielraum für neue Ideen zu lassen. Das ist wichtig in einer Stadt mit solchen Kontrasten: Wenn man z.B. im Niddapark mitten im Wald steht und dann im Hintergrund die Skyline und den Messeturm sieht: Das hat schon was. Ich liebe diese Vielfalt, die es in Frankfurt gibt.



Tabea Kraaz vor der Laurentiuskirche in Arnoldshain
(Foto: privat)

Sie haben in Frankfurt eine Doktorarbeit geschrieben. Worum ging es da?

Ich habe über den Wunderbegriff Martin Luthers in seinen Briefen promoviert. Das war spannend, weil Luther als Forschungsthema auf den ersten Blick relativ „abgegrast“ ist, aber sich bisher noch niemand näher mit seinem Wunderbegriff auseinandergesetzt hat. So etwas ganz Neues zu erarbeiten, hat es allerdings auch schwierig gemacht, einen passenden Rahmen zu setzen. Ich habe dann mit literaturwissenschaftlichen Ansätzen wie der „possible worlds theory“ gearbeitet, um das riesige Quellenkorpus, das man bei Luther vorliegen hat, methodisch einzufangen.

Luther ist in allen Epochen vereinnahmt worden. Mir ging es deshalb darum, ihn mit seiner eigenen Frömmigkeit vorurteilsfrei zu Wort kommen zu lassen. Ich merke immer wieder, dass es auch für meine Tätigkeit im Pfarramt hilfreich ist, sich mit diesem Thema beschäftigt zu haben. Am Thema Wunder kann man auch mit Laien sehr tief in die theologische Diskussion eintauchen.

Seit einiger Zeit sind Sie auf zahlreichen Social-Media-Kanälen als „TheoTabea“ unterwegs, haben einen Predigtpodcast und beschäftigen sich „digitaler Kirche“. Nach „Luthers Glaubenswelten“ klingt das ja erst einmal nicht...?

Ach, ich glaube Social-Media hat sehr viel mit Luther zu tun. Luther war sehr medienaffin. Der war ja nicht blöd. Er hat die Medien seiner Zeit genutzt. Ich bin mir sicher, dass er uns heute dazu raten würde, Social-Media zu nutzen. Social-Media hilft dabei, die Sprache der Menschen zu sprechen oder – um es mit Luther zu sagen – „dem Volk aufs Maul zu schauen“. In meiner kirchlichen Tätigkeit muss ich so reden, dass alle eine Chance haben, mir zu folgen. Egal wie theologisch komplex ein Gedanke ist – ich muss ihn übersetzen. Luther war ein Genie darin, Gedanken so zu übersetzen, dass man ihnen gut folgen konnte. Er hat versucht mit seinen Gesprächspartnern so zu agieren, dass diese die Chance hatten, in seinen Gedankengang hineinzukommen. Luther hat dann natürlich auch Kontroversen nicht gescheut – nicht, weil er besonders streitsüchtig gewesen wäre, sondern um anderen die Brisanz eines Gedankens klar zu machen. Ich versuche vor allem über Twitter, Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen – durchaus kontrovers, aber trotzdem freundlich. Das ist auf Twitter nicht immer so einfach.

Deshalb schreibe ich über besonders hitzige Debatten auch Blogartikel, z.B. über „Gott und Corona“. Ich bin der Meinung, dass man als Theologin nicht sagen kann: Dieses oder jenes Thema hat nichts mit Gott zu tun. Gegenwartsfragen müssen theologisch immer auch vom Standpunkt des Glaubens durchdacht werden. Dabei kann man manchmal auch Irrwege gehen – das hat auch Luther oft getan. Mir ist es deshalb wichtig, am Ende einen versöhnlichen Ton anzustoßen.

Der Kirche wird ja häufig vorgeworfen, beim Thema „Digitalisierung“ hinterherzuhinken. Wie beurteilen Sie die Situation?

Wann war die Kirche denn mit etwas besonders schnell (lacht)? Aber man darf nicht so tun, als wäre die Kirche grundsätzlich verstaubt und voller Holzköpfe. Die Kirche ist ein Traditionsbetrieb mit einigen Jahrhunderten Geschichte. In diesem Zusammenhang steht die Kirche vor der besonderen Herausforderung, alle Altersschichten ansprechen zu wollen. Das Problem der Traditionsweitergabe ist für die Kirche also intrinsisch. Wenn man eine starke Tradition hat und diese mit der Moderne ins Gespräch bringen will, entsteht immer eine Spannung. Wenn man sich z.B. die EKHN anschaut, gibt es angesichts sinkender Steuereinnahmen ja außerdem die Notwendigkeit zu sparen. Wenn ich jetzt sage, ich investiere ganz viel in Digitalisierung, dann heißt das auch, dass z.B. für Frauenhilfe oder ökumenische Zusammenarbeit Gelder gestrichen werden müssen. Damit sind dann ganz konkrete Lebensläufe verbunden. Wenn man einmal mit einer Frau spricht, die ihr Leben mit der Frauenhilfe verbracht hat, dann blutet einem das Herz, wenn man hört, dass das gestrichen werden soll. Ich bin da ganz froh, dass ich das selbst nicht entscheiden muss.

Hat die Corona-Pandemie auch hier etwas verändert?

Ich sag es mal so: Ich glaube nicht, dass ich in meiner Vikariatsgemeinde in Frankfurt mit einem Online-Gottesdienst etwas hätte reißen können, wenn nicht die Pandemie gewesen wäre. Gerade Online-Verkündigung hat einen unheimlichen Schub bekommen. Auf der anderen Seite gibt es aber auch Ermüdungseffekte. Im Moment freuen sich wahrscheinlich alle darauf, wenn es wieder Präsenzgottesdienste gibt. Es wird eine ganz wichtige Aufgabe für die Zeit nach der Pandemie, das Digitale nicht abzuwerten.

Das wird nur gelingen, wenn man das Digitale dort einsetzt, wo es auch Perspektiven gibt und nicht sagt: Das war jetzt nur ein Surrogat.

Was bedeutet das konkret für die pfarramtliche Praxis? Welche digitalen Elemente nutzen Sie?

Bei Online-Gottesdiensten geht es mir vor allem darum, mit der Gemeinde in Interaktion zu treten. Das ist für mich besonders wichtig, denn ich habe meine Pfarrstelle erst während der Pandemie angetreten. Durch die Online-Gottesdienste haben mich die Menschen vor Ort zumindest schon einmal gesehen und kommen dann auch eher dazu, mich anzusprechen. Das Gleiche gilt für Instagram. Die Leute, die Instagram benutzen, trauen sich viel eher, mit mir das Gespräch zu suchen. Dabei spielt auch Seelsorge eine große Rolle. Viele sagen ja: Das Internet ist entgrenzt und von digitaler Kirche hat die Gemeinde vor Ort nichts. Meine Erfahrung ist da eine andere: Wenn ich mir anschau, wie mein Instagram-Account auch vor Ort verankert wird, sehe ich da schon positive Effekte.

Sehen Sie auch Grenzen der Digitalisierung?

Nicht so ideal finde ich die ganzen Zoom-Konferenzen: Kirchenvorstand, Redaktions-sitzung für den Gemeinboten usw. Das Problem dabei ist, dass diese Gespräche „zwischen Tür und Angel“ nicht stattfinden können. Da fehlt ganz viel „sozialer Kleber“. Unter vier Augen kann man auch mal sagen, was einem nicht so passt. Corona macht uns unfähig, Konflikte auszutragen. Das geht über Zoom-Sitzungen einfach nicht. Auch wenn man sich noch nicht kennt, ist das wirklich schwierig. Wir hatten da z.B. eine Diskussion mit den Konfis. Die haben sich am Anfang überhaupt nicht beteiligt. Dann habe ich sie einfach mal gefragt, woran das liegt und sie haben gesagt: Ja, aber wir kennen uns doch gar nicht. Das kann ich total gut verstehen. Andere Menschen über Zoom-Sitzungen kennenzulernen finde ich unheimlich schwierig.

Apropos Praxis: Diese Rubrik trägt ja den Titel „Was macht eigentlich...?“ Wie sieht – neben der Digitalisierung – heute ein typischer Arbeitstag aus?

Im Moment ist es wirklich noch eine Zoom-Sitzung nach der anderen. Ich versuche aber einzelne Gemeinmitglieder bei einem Spaziergang auch persönlich kennenzulernen. Ansonsten gibt es viel Schreibtischarbeit. Ich

nehme mir auch Zeit für das Predigtschreiben. Das finde ich wichtig. Für die wirkliche Durchdringung eines Textes brauche ich da länger. Sonst gibt es viele Abendtermine, was für einen Morgenmenschen wie mich nicht immer ganz einfach ist (lacht).

Und abseits der Arbeit?

Wenn ich nicht arbeite, versuche ich eigentlich immer rauszukommen. Im Taunus gibt es viele Möglichkeiten, um wandern zu gehen. Das nutze ich dann auch gerne und versuche wirklich den ganzen Tag draußen zu sein.

Gibt es manchmal noch Momente, in denen Sie an Ihr Studium zurückdenken?

Wirklich sehr genossen habe ich in Frankfurt das Graduiertenkolleg. Da waren einige coole Leute mit dabei – auch aus den islamischen Studien oder der Judaistik. Zusammen haben wir viele Reisen gemacht, z.B. nach Usbekistan. Da habe ich immer noch meine rote Teekanne, die mich immer an diese Reise erinnert. Dazu habe ich mir dann auch noch eine Tasse aus der Rotunde gepopst. Mein Büro mit Skylineblick, der Fachschaftsraum – es gibt so viele schöne Erinnerungen. Und außerdem muss ich momentan noch das Verlagsmanuskript für meine Doktorarbeit Korrektur lesen. Da muss ich dann auch immer wieder an die Frankfurter Zeit zurückdenken (lacht).

Das Interview führte Malte Dücker